

(Nachdruck verboten.)

42]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Der Zirkus war vollständig angefüllt, da dieses große Schauspiel am Ende des Herbstes ein zahlreiches Publikum, nicht nur aus der Stadt, sondern auch vom Lande angezogen hatte. Auf den unteren Plätzen auf der Sonnenseite sah man viele Leute aus den Dörfern.

Gallardo zeigte vom ersten Augenblicke an fieberhafte Tätigkeit. Man sah, wie er, von der Barriere entfernt, dem Stier entgegen ging und ihn mit seinem Mantelspiel unterhielt, während die Picadore den Augenblick des Angriffs auf ihre elenden Pferde erwarteten.

Im Publikum machte sich eine gewisse Boreingenommenheit gegen den Stiersechter bemerkbar. Man klatschte ihm wie immer Beifall, aber die enthusiastischen Kundgebungen waren zahlreicher und wärmer auf der Schattenseite mit ihren regelmäßigen weißen Guttreiben, als auf der lebhaften, viel farbigen Sonnenseite, wo viele unter der glühenden Sonnenhitze in Hemdsärmeln dasahen.

Gallardo erriet die Gefahr. Er brauchte nur vom Glück einen Augenblick verlassen zu werden, und die Hälfte der Anwesenden würde sich schreiend und lärmend gegen ihn erheben und ihn der Unerkennlichkeit und des Undankes gegen die, die ihn früher auf den Schild erhoben hatten, beschuldigen.

Er tötete seinen ersten Stier mit mäßigem Erfolg, indem er sich mit seiner gewohnten Kühnheit zwischen die Hörner warf, aber der Degen stieß auf Knochen und prallte ab. Die Verehrer riefen ihm Beifall zu. Der Stoß war gut vorgezeichnet, und für das Vergebliche seiner Anstrengung konnte ihn kein Vorwurf treffen. Er führte nun einen zweiten Stoß; der Degen sah an derselben Stelle und wurde vom Stier, als dieser nach dem roten Tuch stieß, aus der Wunde in einige Entfernung geschleudert. Garabato überreichte einen neuen Degen, und der Matador ging von neuem auf die Bestie zu, die ihn, schwermütig auf ihren Füßend stehend, mit blutigem Hals und schäumendem, fast bis zur Erde gesenktem Maul erwartete.

Der Maestro hielt das rote Tuch vor die Augen des Stieres und warf ruhig mit der Degenspitze die nach vorwärts hängenden Vänderillos nach hinten zurück. Er wollte das Tier durch einen Degenstoß auf den Nacken töten. Er richtete den spitzen Stahl nach dem oberen Teil des Kopfes und suchte zwischen den Hörnern nach der empfindlichen Stelle. Dann holte er zum Stoß aus, und der Stier fuhr vor Schmerz zusammen, blieb jedoch aufrecht stehen und schüttelte mit einer wilden Kopfbewegung die Waffe ab.

„Nummer eins!“ riefen die Zuschauer auf der Sonnenseite in bitterem Spott ihm zu.

„Zum Henker! . . .“ Weshalb griff man ihn jetzt so ungerechter Weise an?

Er zielte von neuem und stieß, dieses Mal die verwundbare Stelle sicher treffend, mit aller Kraft zu. Der Stier fiel, wie vom Blitz getroffen, zu Boden und streckte alle Beine von sich.

Die Zuschauer im Schatten spendeten, wie von einer Art Korpsgeist getrieben, Beifall, während auf der Sonnenseite Wischen, Pfeifen und Schimpfen laut wurden.

„Dummer Stutzer! . . . Aristokrat!“

Gallardo drehte diesen Protestlern den Rücken und grüßte seine Anhänger mit Tuch und Degen.

Die Beleidigungen der Volksmenge, die stets auf seiner Seite gestanden hatte, schmerzten ihn, und ärgerlich ballte er die Fäuste.

„Was verlangen die Schweinekerle denn von mir? Dem Stier war doch auf andere Weise nicht beizukommen. Verfluchtes Pack! Das alles haben meine Gegner angezettelt!“

Er verbrachte einen großen Teil der Corrida in der Nähe der Barriere und sah verächtlich dem Treiben seiner Kollegen zu, die er in Gedanken beschuldigte, die feindlichen Kundgebungen gegen ihn vorbereitet zu haben. Auch den Stier und seinen Züchter überhäufte er mit Verwünschungen.

Er war in so ausgezeichnete Stimmung hierher gekommen, um Großes zu leisten, und nun mußte ihm diese vermaledeite Bestie alles verderben und seine Ruhmesernte vernichten! Man sollte die Züchter, die solche Tiere liefern, ganz einfach erschießen. Als er zum zweiten Mal die Waffe ergriff und sich zum Kampfe anschickte, beauftragte er den Nacional nebst einen der Bediensteten, den Stier mit dem Mantel nach der Seite des Ringes zu treiben, auf der sich die Plebejermenge befand.

Er kannte das Publikum. Man mußte den „Bürgern“ an der Sonne schmeicheln, diesen lärmenden und tobenden Demagogen, die den Klassenhaß in den Zirkus mitbrachten, aber mit der größten Leichtigkeit vom Pfeifen zum Beifall übergingen, sobald ein gewisses Entgegenkommen ihrem Stolze schmeichelte.

Die Capeadores warfen ihre Mäntel dem Stiere zu und veranlaßten ihn, den Weg nach der von der Sonne beschienenen Seite des Zirkus einzuschlagen. Dieses Manöver wurde von der Menge mit einer Bewegung frohen Erstaunens begrüßt. Der entscheidende Augenblick, der Tod des Stieres, sollte also in geringer Entfernung vor ihren Blicken sich abspielen, nicht, wie es fast immer geschah, weitab zur Bequemlichkeit der im Schatten sitzenden vornehmen Leute.

Der Stier, der auf dieser Seite des Ringes allein geblieben war, griff den toten Körper eines Pferdes an, indem er den Kopf in den geöffneten Bauch einbohrte und die ekelhaften, Eingeweide und Kot von sich gebenden Reste auf seinen Hörnern wie einen Haufen Mist umherwarf. Der Kadaver fiel zu Boden und blieb fast zusammengeballt liegen, während der Stier sich unsicheren Schrittes entfernte. Von neuem begann er sodann unter dumpfem Brüllen daran zu schnüffeln und seine Hörner ins tote Fleisch zu bohren, und das Publikum lachte über das unsinnige Beginnen des Horntiers.

„Nur fest drauf los! . . . Hat der Kraft im Leib! Immer weiter, du kommst gleich an die Reihe.“

Die Menge wandte nun ihre Aufmerksamkeit von dem blind wütenden Tier ab und richtete sie auf Gallardo, der in kurzem Schritt, den Körper wiegend, das zusammengefaltete Tuch in einer Hand und mit der anderen den Degen wie einen kurzen Stock schwingend, die Arena durchquerte.

Das Publikum der Sonnenseite war für diese Annäherung des Matadors erkenntlich und brach in Beifall aus.

„Da hast Du sie wieder auf Deiner Seite,“ sagte der Nacional, der mit bereit gehaltenem Mantel nahe beim Stier stand.

Die Menge rief den Matador mit lebhaften Handbewegungen. „Hierher, hierher!“, da jeder wünschte, daß das Tier unter seinen Augen getötet werde. Der Stiersechter schwankte zwischen den widersprechenden Rufen aus Tausenden von Reihen.

Er setzte einen Fuß auf das Trittbrett der Barriere und überlegte, welches der geeignetste Platz für seine Tätigkeit wäre. Man mußte den Stier mehr auf jene Seite bringen. Der tote Pferdekörper, dessen zerstreute Teile herumlagen, konnte ein Hindernis für die Bewegungen des Matadors bilden.

Er war im Begriff, den Nacional zu rufen und ihn zu beauftragen, die Bestie abzulenken, als er hinter seinem Rücken eine ihm bekannte Stimme vernahm, ohne aber gleich zu erraten, von wem sie ausgegangen war, die ihn zu einer schnellen Wendung des Kopfes veranlaßte.

„Guten Tag, Herr Juan! . . . Jetzt wollen wir Euch mal am Werk sehen!“

Er bemerkte in der ersten Reihe hinter dem Rundgang eine kurze, auf die Bretterbrüstung gelegte Jacke, über welche sich zwei Arme in bloßem Hemd kreuzten, und ein breites, glattrasiertes Gesicht, auf die Hände gestützt, mit über die Ohren gezogenem Hute. Es schien ein gutmütiger Bauer zu sein, der aus seinem Dorf gekommen war, um sich den Stierkampf anzusehen.

Gallardo erkannte ihn. Es war Blumitas! Er hatte sein Versprechen gehalten und war kühnen Mutes, unter zwölftausend Personen, die ihn nicht erkennen sollten, erschienen. Er begrüßte den Matador, der für diesen Vertrauensbeweis gewissermaßen erkenntlich war.



Gallardo war über seine Redheit erstaunt. So in die Stadt zu kommen, in den Zirkus, weitab von den Bergen und Steppen, wo es ihm ein Leichtes war, sich zu verteidigen; ohne auf den Beistand seiner Gefährten, seines Pferdes und seines Gewehrs rechnen zu können und alles das nur, um ihn Stiere töten zu sehen. Das war doch unerhört. Von ihnen beiden war er, der Bandit, sicherlich der Mutigere.

Er dachte außerdem an sein Landhaus, das einigermaßen vom guten Willen Plumitas' abhing, an das Landleben, das nur möglich war, wenn man mit diesem außergewöhnlichen Mann auf gutem Fuß stand . . . Für ihn sollte der Stier sein.

Er lächelte dem Räuber zu, der ihn mit ruhiger Miene zu betrachten fortfuhr, entblökte seinen Kopf und rief, indem er sich an die erregte Menge wandte, jedoch den Blick fest auf Plumitas richtete:

„Guch widme ich diesen Stier!“

Er warf den Gut zwischen die Zuschauer, und alle Hände flogen gegeneinander, im Kampf um dieses geheiligte Pfand.

Gallardo gab dem Racional ein Zeichen, den Stier durch entsprechendes Mantelschwenken in seine Nähe zu bringen.

Der Matador streckte sein Tuch vor, und die Bestie ging mit dumpfem Gebrüll auf ihn los und unter dem Tuche durch. „Bravo!“ rief die Menge, die ihrem früheren Abgott ihre Gunst wieder zugewendet hatte und bereit war, ihm zu allem Beifall zuzustimmen.

Er fuhr fort, dem Stier Schritt für Schritt beizukommen, wobei ihn die Zuschauer aus nächster Nähe mit ihren Zurufen begleiteten und, seine Bewegungen genau verfolgend, ihm Ratschläge erteilten. „Aufgepaßt, Gallardo! Der Stier ist noch nicht matt! Halte Dich nicht zwischen ihm und der Barriere, das kann gefährlich werden. Es ist gut, einen Ausweg offen zu halten.“

Andere suchten ihn dagegen zu noch größerer Waghalsigkeit aufzustacheln.

„Bring' ihm einen Stoß bei, wie Du allein es verstehst. Na, los! . . . Ein Stich, und er ist Dein!“

Der Stier war zu mächtig und zu mißtrauisch, um sich ohne weiteres den Todesstreich versehen zu lassen. Die Nähe des toten Pferdes erregte ihn, und der Geruch seines Blutes schien ihn zu beiraten, da er die Neigung hatte, immer wieder zu ihm zurückzukehren.

Auf einmal blieb der Stier unbeweglich stehen. Gallardo hatte das tote Pferd hinter sich. Es war dies ein ungünstiger Standpunkt, aber er hatte schon schlimmere überwunden. Er wollte die ruhige Stellung der Bestie ausnutzen. Das Publikum spornte ihn dazu an. Unter den Männern, die hinter der Barriere zusammengedrängt, den Körper hinüberlehnten, um keine Einzelheit vom aufregenden Spiel zu verlieren, erkannte er viele Anhänger aus den unteren Volksklassen, die bereits von ihm abzufallen gesonnen waren und nun ansingen, ihm aufs neue Beifall zu spenden, da sie durch seine Aufmerksamkeit gegen das Volk gerührt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Im Sturm.

Von B. Korolento.

(Schluß.)

In diesem Tage aber begann vom frühen Morgen an das Meer ihn wieder zu reizen. Einige Wellen waren schon über den Damm, der die Bucht abteilte, hinübergewallt und links vernahm man, wie die Steine vom Meeresgrund die steilen Ufer emporkletterten. . . . Gegen Abend schimmerten oft in dem dunklen Viertel des Fensters glänzende Schaumspitzer. Die steigende Flut stimmte ihr tiefes Lied an, das Ufer antwortete mit dumpfem Stöhnen und Tosen.

Diaz zuckte nur mit den Schultern und beschloß, sich früher hinzulegen. Mochte das Meer reden, was es wollte, mochte auch dieses verspätete Boot, das er durch das Fenster gesehen hatte, aus der verwirrten Wogenschar, wie es wollte, sich lösen. Das Boot eines Sklaven vom Ufer der Sklaven! . . .

Weder das Boot noch die Stimmen des Meeres gingen ihn etwas an. . . . Er legte sich auf seine Britsche. Als der Wächter zur gewohnten Stunde die Laterne brachte und sie vom Korridor aus in die Doffnung über der verschlossenen Türe hingestellt hatte, beleuchtete ihr Schein eine schlafende Gestalt und ein bleiches Gesicht mit geschlossenen Augen. Diaz schien ruhig zu schlafen, nur ab und zu zogen sich die Augenbrauen zusammen und über das Gesicht huschte der Ausdruck einer stumpfen Qual, als ob in der Tiefe des

eingeschlaferten Bewußtseins irgend etwas sich dumpf und schwer regte, wie am Ufer diese Steine am Meeresgrunde . . .

Plötzlich aber erwachte er, als hätte ihn jemand beim Namen gerufen. Eine Sturmwooge war über den Damm hinübergewallt und hatte an die Mauer angeschlagen. In dem dunklen Viertel flogen noch weiße Fetzen von dem wie Phosphor leuchtenden Schaume, und selbst als das Tosen stiller wurde, war die Zelle mit Fischen und Pfeifen erfüllt. Der Widerhall drang durch die verschlossene Türe und eilte die Korridore entlang. Jrgend etwas Drohendes schien über die Insel geflogen zu sein und in der Ferne zu verstummen und zu sterben. . . . Diaz sprang mit einem Male auf. Ihm war, als hätte er nur einige Sekunden geschlafen, und er blickte zum Fenster hinaus in der Erwartung, das weiße Segel des Bootes noch in der Ferne zu sehen. Aber hinter dem Fenster war es dunkel; das Meer tobte in tölliger Finsternis, und man hörte das verworrene Geschrei der davoneilenden Sturmflut. Obgleich solche Stürme selten vorkamen, kannte er doch dieses Grollen und Pfeifen, dieses Zischen und Beben des steinigen Ufers. Jetzt aber, wo dieses wüste Tosen sich verminderte, vernahm man noch irgend etwas Leises, Unbekanntes . . .

Er stürzte zum Fenster und, sich wieder an das Gitter klammernd, schaute er in die Dunkelheit hinaus. Das Meer war formlos und schaute. Das entlegene Ufer war ganz von schwerem Nebel umgogen. Nur auf einige Augenblicke tauchte zwischen ihm und einer Wolke der Mond auf. . . . Ein unsicherer Widerschein regte sich hier und da auf den Rämmen der tollen Bogen und erlosch. . . . Es blieb nur das Rauschen, mächtig, wild, eilend und freudig lodend.

Jose Maria Miguel Diaz fühlte in seinem Innern alles zittern und seine Seele vom langen Schlaf erwachen. Die Erinnerung wurde klarer, und er entsann sich deutlich, was er vor einigen Tagen am Ufer gesehen hatte. . . . Das war doch kein Traum! Wie konnte er dies für einen Traum halten? Das war eine Bewegung, das waren Schlüsse, das war der Aufstand! . . .

Noch eine Sturmwooge flog heran, wieder schwirrten glänzende Spritzer, und wieder klang unter dem Zischen irgend etwas Unbekanntes, Lodendes hervor. Diaz stürzte zum Gitter hin und in der Aufwallung einer seltsamen Erregung rittelte er daran. Wieder fielen Kall und Schutt, zerfressen von den salzigen Tropfen, heraus, einige Steine fielen ab und das Gitter stürzte klirrend auf den Boden. . . . Und unter dem Fenster, in der Nacht, schaukelte sich, leise freischend, das Boot. . . .

Auf dem Walle wurde gerade der Wachtposten abgelöst. . . . „Heiliger Joseph. . . Heilige Maria!“ murmelte der neue Wachtposten, bedeckte seinen Kopf mit der Kapuze und verbarg sich hinter der Rinne der Mauer. Ueber das Meer, über seine ganze Breite eilte, sich erhebend und fallend und mit den Schaumkämmen in der Dunkelheit schimmernd, eine neue Sturmwooge. Der Wind schien den Verstand zu verlieren, die Insel zuckte schon und stöhnte. Vom Meeresgrunde krochen wie weiße Gespenster ungeheure Steine, die jahrelang in der Tiefe gelegen hatten, die Ufer hinan.

Die Sturmwooge traf gerade in dem Augenblick ein, wo Diaz aus dem Fenster sprang. In einem Nu überschwemmte ihn das Wasser, warf ihn zu Boden. . . . Er lag einige Sekunden bewußtlos da, die Seele mit Schreden erfüllt, durchzoren und unglücklich, über ihn aber jagte mit Geheul irgend etwas Ungeheures, Bildes, Feindseliges dahin. . . . Als das Tosen ein wenig nachließ, öffnete er die Augen.

Am Himmel rasten dunkle Wollen ohne Umrisse, ohne Abwechslung. Man fühlte eher, als man es sah, die Bewegung dieser Ungeheuer, die immer noch unaufhaltsam dem Westen zueilten. Und weiter in der Ferne erhob sich wieder irgend etwas noch Unsichtbares, aber Drohendes und drohnte düster, unheilvoll und ohne Unterlaß. Nur die Steinmauern des Forts blieben unbeweglich und ruhig in der allgemeinen Bewegung. In der Dunkelheit konnte man die Kanonenschlände, die durch die Scharten hervortraten, unterscheiden. . . .

Aus der entlegenen Kaserne kamen, wenn es bisweilen stiller wurde, Töne des Abendgebets herüber, die Trommel hatte vor kurzem den letzten Wirbel geschlagen. . . . Dort hinter den Mauern schien sich die Ruhe verborgen zu haben. Das Licht in seiner Zelle erstrahlte in gleichmäßigem Scheine. Diaz erhob sich und ging, gleich einem geprügelten Hunde, zu dem Lichte hin. . . . Nein, das Meer ist trügerisch und schrecklich. Lieber in die stille Zelle zurückgehen, das Gitter wieder einsehen, sich im Winkel auf sein Bett hinlegen und in den schweren, aber gefahrlosen Schlaf der Gefangenschaft verfallen. Man muß bloß sorgfältig das Gitter einsehen, damit die Patrouille nichts merke. . . . Man könnte ja noch meinen, daß er in dieser stürmischen Nacht fliehen wollte. . . . Aber er will nicht fliehen. . . . Auf dem Meere herrscht das Verderben. . . . Er klammert sich mit den Händen an das Gitter und steigt zum Fenster hinauf. . . .

Plötzlich weicht er entsetzt zurück. . . . In der Zelle ist es leer und still. Das gleichmäßige gelbliche Licht der Laterne fällt auf die Wände, den ausgetretenen Boden, auf die Britsche, die in der Ecke steht. Das Bett ist leer; über dem Kopfende sieht man eine tief in den Stein eingeschnittene Inschrift: „Juan Maria Jose Miguel Diaz, Insurgent. Es lebe die Freiheit!“

Und überall an den Wänden flimmern dieselben Inschriften, groß und klein, tief und kaum sichtbar: „Juan Miguel Diaz“ . . . „Miquel Diaz“ . . . 187 . . .



Dieser Jahreszahl folgen andere, die in Wochen und später in Monate eingeteilt sind.

„Heilige Mutter Gottes, schon zwei Jahre! . . . drei Jahre . . . Herr, erhalte mir den Verstand! Diaz . . . Diaz . . . Diaz“ . . .

Das zehnte Jahr war durch eine bloße Zahl ohne sonstige Bemerkung bezeichnet. Dann bricht die Zeitrechnung ab . . . Der Name fährt noch fort zu summern, gezeichnet von der geschwächten und trägen Hand . . . Und über dies alles fällt gleichmäßig und kalt der gelbliche Schein der Laterne . . .

Für einen Augenblick erfasst ihn eine seltsame Sinnestäuschung: ihm scheint es, daß sein Bett wieder besetzt sei. Auf ihm liegt ein Mann und schläft einen schweren Schlaf. Die Brust hebt sich leise mit stumpfer Atmung. . . Ist er es selbst — Juan Maria Jose Miguel Diaz, der hier voll Kraft mit einer starken Liebe zur Freiheit und zum Leben eingetreten war? — . . . Die ruhige Zelle mit diesem nur für einen kurzen Augenblick aufgetauchten Gespenst erscheint ihm schrecklicher als der Sturm. . . Er läßt los und springt wild auf das Ufer. Eine neue Sturmwind rast vorbei und verhaßt dann. . . Das gleichmäßige Licht leuchtet wieder durch das Fenster in die Dunkelheit. Die Laterne erleuchtet mit ihrem fahlen Glanze die leere Zelle.

VI.

Der Wächtposten hatte seinen Rücken dem Winde zugekehrt und umklammerte mit beiden Händen das Gewehr, damit der Sturm es ihm nicht aus der Hand risse; er murmelte, dem höllischen Getöse des Meeres und dem ungestümen Pfeifen des Windes laufend, einige Gebete vor sich hin. Der Himmel hatte sich noch mehr verdüstert; die ganze Welt schien von dieser formlosen Dunkelheit, die die Wolken sowie die Luft und das Meer umfaßt hatte, verschlungen zu sein. Nur ab und zu zeigte sich durch das Getöse, den Lärm und das Rauschen der Wellen mit erschreckender Plötzlichkeit die weißen Wellenkämme, und die Wogen stürzten sich auf die Insel, weit über die niedrigen Festungswälle den Schaum spritzend.

Der Wächtposten hatte alle Gebete, die er kannte, vor sich hergesagt und wandte sich zum Meere hin und erstarrte vor Erstaunen. Die Nacht entlang bewegte sich ein Boot kaum bemerkbar in der Dunkelheit und näherte sich der Stelle, wo das Meer, nicht geschützt vom Winde, brodelte und toste. Plötzlich tauchte ein weißes Segel auf und bauschte sich unter dem Winde. Das Boot schwankte, flog empor und verschwand.

In diesem Augenblick schaute auch Diaz rückwärts und es schien ihm, als ob die kleine dunkle Insel sich bewegte und mit dem gleichmäßigen Lichte, das bis zu diesem Augenblick ihn mit seinem fahlen Glanze verfolgt hatte, in einen Abgrund gestürzt sei. Vor ihm war nur Chaos und Sturm. Eine trunke Freude erfüllte seine erstarrte Seele. Er sagte das Steuer fester, zog das Segel an und schrie laut auf. . . Es war ein Schrei der ungezügeltsten Freude, des grenzenlosen Entzückens eines erwachten und zum Bewußtsein gekommenen Lebens. . . Hinter ihm ertönte ein gedämpfter Schuß, dann folgte das Dröhnen eines Kanonenschusses, vom Sturme zerrissen und auseinander gesprengt. Von der Seite kam eine Woge und hob das Boot. . . Eine ganze Ewigkeit schien es gehoben zu werden. . . Jose Maria Miguel Diaz blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen fest nach vorn, und dasselbe Entzücken erfüllte seine Seele. Er wußte, daß er frei war, daß jetzt niemand in der ganzen Welt sich mit ihm vergleichen konnte, denn alle sehnten sich nach dem Leben. . . Und er. . . Er will nur Freiheit. Das Boot stand auf dem Kamm der Woge, zuckte, schwankte und begann hinabzugleiten. . . Von dem Fort sah man es zum letztenmal. . . Aber noch lange sandte das kleine Fort mit Unterbrechungen einen Kanonenschuß nach dem andern über das Meer. . .

VII.

Und am anderen Morgen stieg die Sonne wieder am klaren Himmel empor. Die letzten Wolkensehen jagten noch unstät am Himmel dahin; das Meer wurde ruhiger, wogte noch hin und her und schien sich seines nächtlichen Tobens zu schämen. . . Die blauen schweren Wellen schlugen immer leiser an die Steine und glänzten in der Sonne mit hellen fröhlichen Spritzern.

Das Ufer des Festlandes, erfrischt und gereinigt durch das Gewitter, zeichnete sich in der durchsichtigen Luft klar ab. Ueberall lagte das Leben, erwacht nach der stürmischen Nacht.

Ein kleiner Dampfer kreuzte das Ufer entlang und verbreitete über die Wogen einen langen Streifen grauen Rauches. Die Spanier beobachteten ihn vom Walle des Forts. „Er ist sicher zugrunde gegangen,“ sagte einer. „Es war ja der reine Wahnsinn. Meinen Sie nicht auch, Don Fernando?“

Der junge Offizier wandte dem Sprechenden sein nachdenkliches Gesicht zu.

„Ja, wahrscheinlich ist er zugrunde gegangen,“ antwortete er. „Vielleicht aber schaut er auf sein Gefängnis von den Bergen dort herüber. Jedenfalls hat ihm das Meer einige Augenblicke der Freiheit geschenkt. Wer weiß, ob nicht ein Augenblick wirklichen Lebens ganze Jahre des Dahinlebens aufwiegt?“

„Doch was ist los? Sehen Sie?“

Und der Offizier überreichte dem anderen das Fernrohr und wies auf die südliche Spitze des bergigen Ufers. Auf einer der entferntesten Landzungen, die von den Aufständischen besetzt waren, tauchten am blauen Himmel weiße Rauchwölkchen auf. Den Ton konnte man nicht hören, die kleinen Wölkchen erschienen und er-

loschen, die öben Schluchten felsam belebend. Vom Meere erscholl als Antwort ein Kanonenschuß und als der Rauch sich auf die glänzenden Wellen gesenkt hatte, war alles wieder still. Das Ufer und das Meer schwiegen. . .

Die Offiziere blickten einander an. . . Was bedeutete dieses unverständliche Leben und Treiben auf den Schanzen der Aufständischen? Gab dies etwa die Antwort auf die Frage nach dem Schicksal des Flüchtlings? . . . Oder war es ein zufälliges Scharmügel? Wer sollte das wissen? . . . Die glänzenden Wellen lachten rätselhaft, liefen das Ufer der Insel hinauf und zerschellten an den Felsen. . .

[Nachdruck verboten.]

## Ein Dichter für die Vielen.

Die Art wird immer seltener. Die Strömung unserer Zeit geht dahin, die Subjektivität immer mehr zur Herrschaft zu bringen und unsere Literatur müht sich immer heißer, die leisesten Stimmungen und subtilsten Seelenregungen wiederzugeben, ein empfindliches Instrument zu werden, dessen Saiten auch die leiseste Regung der Seele erklingen macht. Und immer wird dieselbe Weise gespielt: Das Hohelied des Subjektiven. Alle die jungen Dichter und Literaten sprechen von Leid und Freude des Einzelnen, der Eindruck ihrer Bücher beruht auf der Wirkung von Mensch zu Mensch, sie sind für die gleich gestimmten Seelen, für die mitempfindenden Aestheten geschrieben — sind die Bücher für die Wenigen. Natürlich will jeder gerne solch ein verständnisvoller Ausgewählter sein, und allmählich beginnt es so auszusehen, als gäbe es im großen Publikum — das allerdings nur das sehr kleine Publikum der oberen Schichten ist — bedeutend mehr „Wenige“ als „Viele“.

Da ist aber ein Autor, der diesen Subjektivitätsrummel nicht mitmacht, der sich nicht an psychologische Einzelsfälle, an poetische Stimmungsmalerei hält, schon an und für sich eine erstaunliche Ausnahme, doppelt erstaunlich aber ist es, wenn dieser Autor ein Wiener ist. In unserer lauen, weichen Luft gedeiht die zielbewusste Klarheit schlecht und die sozialen Probleme sind bei uns noch „unmoberner“ geworden als anderwärts. Heinrich Keller aber kann nicht anders, als von sozialen Problemen sprechen. Was er sieht, gestaltet sich zum sozialen Problem, wohin er blickt, entdeckt er ungelöste Fragen, die die Gesamtheit berühren, nicht die Poesie noch den Stimmungsgehalt des Einzelsajens. Wie sich für König Midas alles zu Gold wandelte, so formt sich unter Kellers Hand alles zum sozialen Problem. Die Frage nach dem rechten, einzig wahren Gott — ein soziales Problem, die Mutter Sorge — ein soziales Problem, die Liebe sogar — ein soziales Problem. Wie man aus der Entfernung alle die hundert Straßengeräusche in eins verschmolzen hört, so zieht Keller aus den tausend verwirrenden Einzelschicksalen die Summe, steht in ihnen nicht das kleine, belanglose Zufallsereignis, sondern das große, gewaltige Menschheitserlebnis der Allgemeinheit. Er hat den Blick fürs Soziale, er kann die Welt nicht anders sehen denn unter diesem Vorzeichen.

Eine gewisse Einseitigkeit ist allerdings dadurch bedingt, die aber stark gemildert wird durch die Gabe, alle Seiten des Problems zu erfassen und jedes Ereignis psychologisch zu durchdringen. Jede Figur hat Leben in sich, jedes Milieu ist scharf gezeichnet und obwohl Heinrich Keller niemals in moderner Empfindungslosigkeit am Detail klebt, so wird doch das Detail — namentlich das psychologische — niemals vernachlässigt. In Kellers Roman ist auch nicht eine der sehr zahlreichen Episodenfiguren, die nicht selbständiges Leben hätte, wenn auch das Typische in den Vordergrund gehoben ist. Es sind Einzelschicksale, die typisches Erleben in sich schließen, wie unser aller reales Leben es in sich schließt. In dem einfachen, alltäglichen, selbstverständlichen Vorkommnis die große Bewegung zu erkennen, das allgemeine Erleben im individuellen, ohne dadurch Marionetten zu zeichnen, das ist die ganz besondere Kunst dieses jungen Schriftstellers.

Vielleicht tritt diese Fähigkeit nirgends deutlicher zutage als in dem politischen Roman „Streber“. (Verlag von E. Fleischer u. Co., Berlin 1906.) Da ist mit wenigen Strichen das Milieu der österreichischen Kleinstadt so scharf gezeichnet, daß man sich einbilden kann, jahrelang dort gelebt zu haben, so genau kennt man alle die Menschen mit ihren ewig gleichbleibenden Angewohnheiten. Man glaubt auch allgemein in der Hauptfigur des Romans, dem flotten, struppelosen Advokaten, der als Liberaler anfängt um als Christlich-sozialer zu enden, eine bekannte Persönlichkeit zu entdecken, womit man dem Autor übrigens sehr unrecht tut. Er wollte nicht eine Person, sondern eine Zeit schildern, deren Merkmal es ist, Streber zu züchten, die mühselos ihre „Ueberzeugung“ wechseln, denen liberale Phrasen ebenso warm von den Lippen fließen, wie nationale oder keritale und in denen die gewaltige Erhebung eines ganzen Standes keinen anderen Gedanken wachruft als: wie könnte ich das ausnützen. Der schonungslose Wahrheitsbildner wollte hier die ganze Korruption der bürgerlichen Kreise schildern, in denen politische Ueberzeugung nichts anderes ist als eine Stufe der Karriere.

Ähnliche Ercheinungen behandelt, wenn auch im engeren Kreise, das Lehrerbuch „Unterlehrer Straub“ (Verlag von E. Fleischer u. Co., 1908). Auch hier tritt die Kampfnatur des Dichters zutage, jedes einzelne Buch ist eigentlich „gegen etwas“ geschrieben und jedes ist ein tönendes „accuso!“ Der Name Zolas kommt einem überhaupt leicht auf die Lippen, wenn man von Heinrich Keller



spricht. Nicht um einen Vergleich anzustreben — tut man mit solchen Vergleichen doch immer unrecht —, sondern um auf verwandtes Streben und verwandte Kunst hinzuweisen. Aber die Anklage klingt vielleicht in keinem der Romane so scharf und hart als im Buch über die Lage des Arztstandes, dessen Titel schon Bitterkeit atmet: *Im Dienste der Menschheit*. Verlag von E. Fleischer u. Co., Berlin 1905.) Es ist gewiß schon viel über das Ärzteleben geschrieben worden, doch wußte ich kein Buch, das den Konflikt auch nur annähernd so grell beleuchtet, den jammervollen Kontrast zwischen der Pfrafe der Hochachtung für die Arbeiter im Dienste der Menschheit und der geringschätzigen und gehässigen Art, mit der der Einzelne dem Arzt begegnet. Von der naiven Schaulust, die im Arzt nur den kundigen Geschäftsmann sieht, bis zum Mißtrauen der vornehmen Dame, von der liebeshollen Patientin bis zur politischen Verdrückung fehlt kein einziges von den Momenten, die den Beruf des Arztes zur Hölle machen, die ihn auf den Weg der Korruption drängen und von seinem Ziele, der Menschheit zu dienen, abbringen. In der Mauer dieser Darstellung fehlt kein Stein, aber Keller versteht nicht nur die Ärzte (übrigens ist er selbst Arzt), er versteht auch das irgeleitete Publikum und seine falschen Meinungen, er versteht das Elend und die Not, die aus ihren Torheiten spricht. Seine Gestalten sind niemals ganz schwarz oder blütenweiß, sind weder Engel noch Teufel, sondern Menschen, die gequält und geplagt, immer abgehalten sind vom letzten Zweck des Lebens: vom Glück. Wie eine bittere Anklage klingt jedes Wort und wie eine wilde Klage über die Sinnlosigkeit unseres ganzen sozialen Elends, das Menschen über Menschen gebracht.

Am schönsten und tiefsten sagt das der Dichter im „Gespensst unserer Zeit“ (Berlin 1904). Das Gespensst ist die Angst vor der Umwälzung, „die unbegründete Furcht, das, was man hat, zu verlieren“. In Wahrheit aber hat keiner der arbeitenden Stände irgendeinen sicheren Besitz, keiner weiß, ob ihm seine Arbeit auch morgen noch Erträgnis bieten wird, eine Existenzmöglichkeit. Der Lehrer und der Arzt, der Handwerker und der Fabrikarbeiter, sie alle wissen nicht, wie das Morgen sein wird, ja selbst der Unternehmer muß davor zittern, weil Krisen seine Existenz umstoßen können. Das ganze System, die ganze Gesellschaftsordnung ist verfehlt, nicht einmal denen mehr nützlich, zu deren Günstigen sie errichtet und nur die sinnlose Angst vor dem Umsturz, das Gespensst hält sie aufrecht. Alle Arbeiter, mögen sie nun mit dem Kopf oder den Händen tätig sein, sie alle haben ein Interesse daran, den Spul zu zerjagen, der Kaufmann und der Arbeiter, der Beamte und der Kassträger, sie sind alle ausgebeutete Proletarier, die nicht wissen, wovon sie morgen leben werden und an sie alle geht die große Mahnung dieses Buches: Proletarier aller Stände vereinigt Euch?

Diese Verbrüderung aller Arbeit ist die weltumfassende Idee der Sozialdemokratie in ihren letzten und tiefsten Konsequenzen und die kraftvolle Darlegung wirkt erbebend und befreiend, so scharf und schonungslos auch die soziale Schilderung ist. Vielleicht hätte sich das alles auch milder, verständlicher darstellen lassen und manchen wird die rücksichtslose Härte, mit der die Gegensätze herausgearbeitet sind, verlegen, doch Keller mag hier ruhig sagen: wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Teufel!

Auch die allerneueste Arbeit des Autors („Sittlichkeit“, herausgegeben vom Comité international des services aux sans travaux, Lausanne), eine Satire auf die Moralitätsheuchelei der höchsten Gesellschaftskreise, zeugt für diese unerbittliche soziale Einsicht. Es ist die Geschichte einer armen Frau, die sich einmal, ein einziges Mal für Geld preisgibt, weil ihre Kinder hungern. Dafür will ihr der Sittlichkeitsverein hochadeliger Damen — wie köstlich ist er geschildert! — ihre Kinder nehmen, weil sie nicht fähig ist, sie sittlich zu erziehen. Und erst durch eine schlaue Intrige, die einer der moralischen Damen mit der Entschleierung ihres Privatlebens droht, bekommt die arme Mutter ihre Kinder zurück. Ja, auch Sittlichkeit ist im Salon etwas anderes als in der Kellerwohnung, und wenn zwei dasselbe tun —. Aber da hier alles in Frieden und Versöhnung schließt, so ist die Bitterkeit der Satire sozusagen nur eine unterirdische. Außerlich geht es ganz gemühtlich zu und da tritt nun eine Eigenschaft zutage, die hochgeschätzt zu werden verdient: Keller hat Humor. Freilich nicht den Wirtshaus-humor, der sich in Witzereien äußert, sondern ein Sinn für die Heiterkeit mancher Situation, ein scharfer Blick für tragikomische Effekte. Schon die „Streber“ und „Ketten“ (Verlag von E. Fleischer u. Co., Berlin 1907) verraten etwas von diesem bitteren Humor. Viel harmloser zeigt sich die Heiterkeit in dem sehr liebenswürdigen Kinderbuch von Leni und Ernst (Verlag Lumen, Wien 1909), in dem der Autor überhaupt als ganz anderer erscheint. Ist der eigentliche Inhalt wohl auch eine soziale Lehre, so tritt sie doch zurück hinter der Aeußerung eines frohen Vaterholzes, der uns lebendig und munter von den wichtigen Taten und Erlebnissen der beiden drollen Knirpse erzählt.

Dieses Buch von Heinrich Keller mit allen seinen gelungenen Einfällen zu lesen, ist ein reines, ungetrübbtes Vergnügen. Ich möchte das nicht von allen seinen Büchern sagen. Zu schwer, zu ernst ist zumeist ihr Inhalt, um harmloses Vergnügen aufkommen zu lassen. Der Dichter hat den Mut, die Welt, die nun einmal nicht immer himmelblau und rosenrot ist, in ihrer wahren Färbung darzustellen. Er schreibt nicht für die, die seitdem Unterhaltung suchen und läßt niemandem die bequeme Ausrede offen: ich bin ja nicht gemeint. Jedes Wort ist ein bitterer Vorwurf. Er ist der

Dichter der Entertien, von ihren Leiden klagt er in seinen Werken, von ihrem Kampf spricht er. Heinrich Keller ist vielleicht — ich weiß nicht — Sozialdemokrat, dennoch sind seine Erzählungen nicht Parteiliteratur. Mit ruhiger Unbekümmtheit sagt er freimütig seine Meinung, keinem zu Liebe und keinem zu Leide. Sein Weg führt ferngerade und er sieht nicht rechts noch links, seine energische, man magte fast: herzliche Art des Angreifens hat etwas ungemein Sympathisches an sich.

Selbstverständlich gehört dieses Talent nicht zu den „beliebten Erzählern“. Sagt er doch der besitzenden und herrschenden Klasse so viel Schlimmes nach, das überdies noch unwiderleglich wahr ist, daß man ihn totschweigen muß. Wie könnte man sonst diese Hammer-schläge ertragen.

Gerade dieser Gegnerschaft halber tut man vielleicht gut, auch selbst auf die Rücken in dieser Begabung hinzuweisen und zu sagen, was Keller nicht kann. Ihm fehlt der Sinn für die Harmonie des Erzählens, für die Musik der Sprache, für die Anmut und Schmieg-samkeit der Form. Das Lyrische fehlt seinen Werken, die letzte Weihe und Poesie. Er hat nun einmal keine Flöte mitbekommen ins Leben sondern eine gewaltige Posaune.

Aber hätten wir nicht nachgerade genug Formkünstler gehabt? Da ist es erfreuend, einmal wieder einem Schriftsteller zu begegnen, der mit scharfem Blick die soziale Struktur betrachtet, von den Kämpfen und Leiden derer erzählt, die die Not und das Elend zu zerbrechen droht. Heinrich Keller träumt nicht von der Schönheit der Sommernacht und von ihren Erleuchtungen, er erzählt von dem Schmerz der Tausenden und sucht Wege, die hinauf führen. Nirgend verliert er sich in kleinlichen Parteintram, in nichtige Nebensächlich-keiten. Er geht aufs Ganze, mit klarer, unbedingter Meinung. Er spricht von dem, was wir alle erleben, er weist uns den Weg, den wir alle gehen müssen — der Dichter für die Vielen.

Klara Mautner.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Der Urmensch. Vom vorgehichtlichen Menschen erzählen uns einige kleine Neuerscheinungen des Büchermarktes, zunächst eine Abhandlung Wilhelm Bölsches „Der Mensch der Vorzeit“ (Stuttgart bei Franckh, 1 M.) und eine solche aus der Feder Ludwig Wilfers „Leben und Heimat des Urmenschen“ (Leipzig bei Th. Thomas, 1 M.). Beide Arbeiten sind vorzüglich und kritisch gehalten: Bölsche referiert etwas populärer und mehr wohlwollend gegenüber den manchmal recht erbitterten Streitigkeiten, die unter den Wissenschaftlern wegen des Themas herrschen, während Wilfer stellenweise schärfere Stellung nimmt. Bölsche beginnt mit dem bekannten Beispiel der Robinson-Robelle und geht dann ausführlich auf die Entwicklung der Werkzeuge aus Stein und Kemmtiergewei ein; es fehlt nicht an Seitenblicken auf die Funde der ältesten Skeletteile, auf die daraus zu vermutenden Menschenrassen und ihre wirtschaftlichen und geistigen Lebensumstände, wobei der Autor seine Fähigkeit plastischer Ausmalung manchal zu etwas hypothetischen Details verführt. Weiterhin gibt er eine auch illustrativ hübsche Uebersicht über die Zeichenkünste jener Jäger der Eiszeit, die sich selbst darstellten, wie sie den Bient befählichen. Unter anderem sieht man die Wilder von Zelten mit Stützpfeilern und Eingang, die sich tief im Innern der Höhle Fond-de-Gaume in die Wand eingericht finden. Vor einem solchen Dokument scheint es angebracht, die Vorstellung vom „Höhlenmenschen“ etwas zu revidieren. Es ist nicht gut denkbar, daß die Menschheit anfangs nur in Höhlen gehaust habe und dann erst zu anders gearteten Wohnräumen übergegangen sei. Da die frühesten Steinwerkzeuge (Colithen) ebenso wie bei uns auch in Aegypten und Japan gefunden werden, können für eine so weit verbreitete früheste Bevölkerung der Erde die wenigen, von der Natur geschaffenen Höhlen unmöglich die Rolle eines allgemein gültigen Unterlunftsmitteis gespielt haben. Wenn so viele Tiere sich künstliche und oft komplizierte Nester zu bauen vermögen, ist die Annahme nicht gewaltsam, daß sich auch der unendlich höher befähigte Vorgeiternensch einen künstlichen Unterschlupf zu konstruieren wußte. Das lederne Zelt oder irgend eine andere Art von gebautem Haus wird also das Gewöhnliche gewesen sein. Die Fellen-höhle (wo sie vorhanden war!) dürfte nur als bequemer Schutz gegen strenges Winterklima gedient haben. Der begreifliche Umstand, daß sich allein in diesen Höhlen die Wohnspuren durch die Jahr-hunderttausende erhalten haben, gibt eben leicht zu voreiligen Schlüssen Anlaß. — Das Wilfersche Büchlein behandelt neben den neuesten Funden, die bisherigen körperlichen Darstellungen des Urmenschen durch Maler und Bildhauer. Obwohl auch der Umschlag eine solche farbige Zeichnung trägt, lehnt Verfasser doch mit Recht alle diese phantastischen Vermutungen ab, da sie dem jetzigen Stande unseres Wissens, das sich ja nur auf ein Häufchen Knochen stützt, nicht entsprechen können. Aus dem Stammbaum, den Wilfer gibt, ist die neuere Auffassung klar ersichtlich, daß der Mensch nicht durch irgend ein Zwischenglied mit dem Affen zusammenhängt, sondern daß beide, Mensch und Affe, nur auf eine weiter zurück-liegende gemeinsame Wurzel in der Säugetierreihe sich zurückführen lassen.

A. K.